

Utta Danella

Tanz auf dem Regenbogen

Roman



Arc-en-ciel

Der alte Mann steht reglos vor dem breiten Schaufenster, das seine strahlende Lichterflut verschwenderisch über ihn ergießt. Der kalte Winterwind zerrt an seinem schäbigen Mantel, nasse Schneeflocken, silbern aufglänzend im Licht, wirbeln um seine schwächliche Gestalt, der Asphalt zu seinen Füßen ist von Schneematsch bedeckt. An ihm vorbei hasten die Menschen; die Köpfe geneigt, die Kragen hochgeschlagen, eilen sie durch die abendliche Straße, die jetzt zu dieser Stunde gedrängt voll ist.

Es ist so kalt und ungemütlich, dass selbst die Frauen, die sonst an keinem Schaufenster vorbeigehen können, vor dem Modehaus Tavern nicht stehen bleiben. Die eleganten Damen, die hier kaufen, sind bei diesem Wetter sowieso nicht unterwegs. Sie sitzen beim Tee, beim Bridge oder fahren allenfalls in einem der lautlosen Wagen vorbei.

Auch die Mädchen, die aus den Büros der Umgebung kommen, verlangsamen ihre Schritte nicht. Höchstens werfen sie einen kurzen Blick in die Auslage. Sie kennen das Kleid. Es liegt schon seit fünf Tagen da. Zum Wochenende wird Tavern seine Auslage wechseln, dann kann man wieder einmal stehen bleiben, kann einen langen, sehnsüchtigen Blick auf unerfüllte Träume werfen. Bei einem Monatsgehalt von 400 oder bestenfalls 600 Mark kauft man nicht bei Tavern.

Nicht einer der Vorübergehenden nimmt das seltsame Bild wahr. Dieses ungleiche Paar: der alte Mann vor dem Fenster und hinter der Scheibe das glitzernde, schimmernde Märchenkleid. Zwei Welten. Es führt kein Weg von solch einem Kleid zu diesem Mann. Nicht einmal die Brücke der Phantasie kann diese zwei verbinden. Aber sie sehen sich dennoch an, der alte Mann und das Kleid. Das Kleid hochmütig, fern, uninteressiert. Es ist aus zartfarbenem Duchesse. Schwer zu bestimmen, was das für eine Farbe ist. Es ist nicht Blau und nicht Grau und nicht Rosé, es ist eine Mischung aus allem, wie ein ganz blasser Frühlingsabendhimmel sieht es aus, von irgendwoher noch überflogen von einem letzten Sonnenschimmer. Auf den gebauschten Rock und auf die linke Brustseite sind kleine Perlen in einem losen Bogen aufgestickt. Darum sprüht das Licht der Schaufensterbeleuchtung regenbogenfarbig von dem Kleid zurück. Neben dem Kleid liegt wie zufällig ein Ohrgehänge aus Opalen, schwermütige Tropfen, ein wenig seitlich steht ein Paar helle Seidenpumps mit schwindelnd hohen Absätzen. Und im Hintergrund des Schaufensters, so als hätte sie jemand dort aus Versehen liegengelassen, ganz flüchtig hingeworfen, findet sich noch eine breite, glänzende Wildnerzstola.

Alles natürlich ohne Preis.

Es ist ein typisches Tavern-Schaufenster. Ohne Preise und immer nur ein oder zwei kostbare Stücke. Die Frauen, die hier kaufen, fragen nicht nach dem Preis. Erst wenn sie das Scheckbuch aus der Tasche ziehen.

Der alte Mann betrachtet das Kleid fasziniert, mit großen andächtigen Augen. Mit geradezu liebevollen Augen sieht er es an. Nicht heute zum ersten Mal. Er hat es gestern betrachtet und am Tag zuvor auch schon.

Dazwischen ist er noch vor anderen Geschäften stehen geblieben. Es glitzert auch in anderen Schaufenstern. Aber nicht so wie hier. Woanders glitzert es billig. Hier ist eine Kostbarkeit zur Schau gestellt. Den Unterschied bemerkt der alte Mann sehr wohl. Er weiß auch, dass Tavern ein teurer Laden ist. Er hat zwar noch nie ein Damenmodengeschäft betreten, kein billiges und kein teures, aber er kennt den Unterschied dennoch.

So wie er die Stadt kennt. Er hat ja Zeit und geht viel spazieren. Früher hat er dabei nie die Auslagen solcher Geschäfte betrachtet. Aber nun, seit einigen Wochen, seit die fünf neuen, sauberen Hundertmarkscheine in seiner Brieftasche stecken, bleibt er vor den Schaufenstern stehen. Vor Schaufenstern, in denen solche Kleider liegen.

Heute ist er zum dritten Mal hier. Vorgestern hat er flüchtig gedacht: Das ist es. So eines müsste es sein. Gestern hatte er das Kleid wie einen guten Bekannten begrüßt. Und heute hat er Angst gehabt, es könnte nicht mehr da sein. Jetzt, in der Woche vor Weihnachten, verschwinden schöne Kleider manchmal schnell aus den Schaufenstern. Als er es wiedersah, hat er erleichtert gelächelt, es eine Weile betrachtet, aber dann doch nicht den Mut gehabt, den Laden zu betreten. Langsam, in tiefes Nachdenken versunken, ist er eine Viertelstunde lang durch die umliegenden Straßen gelaufen. Soll er oder soll er nicht? Es gibt so vieles, was wichtiger ist als solch ein Kleid. Genaugenommen ist es ein Wahnsinn. Nein. Kein Wahnsinn. Ein Märchen. Und Märchen müssen manchmal wahr werden. Man kann nicht immer nur mit der Wirklichkeit leben.

Er, ja, er kann es. In seinem Kopf und in seinem Herzen sind Märchen und Wirklichkeit längst eine glückliche Verbindung eingegangen. Er ist alt und in seinem Herzen ist Frieden eingekehrt. Seine Wirklichkeit ist seit Langem mit vielen Märchen der Phantasie herausgeputzt. Es lebt sich gut damit. Aber sie – sie lebt nur mit der harten Wirklichkeit. Man sieht es ihren Augen an und dem müden Zug von Resignation um ihren Mund. Für sie hat es nie ein Märchen gegeben. Und wenn keiner ihr ein Märchen schenkt, dann will er es tun. Ihre Augen sollen strahlen, ihr Mund lächeln. Er glaubt ihr leises, verwundertes »Oh!«, zu hören, er sieht vor sich ihr fassungsloses Staunen, mit dem sie das Kleid betrachten wird. »Für mich?«, wird sie fragen. »Das kann doch nicht möglich sein.«

Ein zärtliches Lächeln tritt auf seine Lippen. Das Kleid im Fenster gewinnt Leben, er sieht ihre Schultern darin, den schlanken Hals, das zarte, schmale Gesicht darüber. Dieses ernste, müd gewordene Gesicht.

Er geht zur Tür, fasst entschlossen nach der Klinke, und betritt, immer noch das Lächeln um den Mund, den Laden.

Eine schlanke, junge Dame lehnt gelangweilt an einem Chippendale-Tischchen und sieht einer zierlichen Blondine zu, die vor einem Spiegel steht und die gebauschte Locke über ihrer Stirn etwas tiefer zieht.

Im Hintergrund bei den Ankleidekabinen sind die Direktrice und eine dritte junge Dame um eine Kundin bemüht, die ein schwarzes Wollkleid probiert und sich prüfend von der Seite im Spiegel betrachtet.

»Um die Hüften ist es ein wenig eng, nicht?«, sagt sie, gerade als Tobias Ohl seinen Fuß auf den dezent gemusterten, weichen Teppich des Verkaufsraumes der Firma Tavern setzt.

»Eine Kleinigkeit, gnädige Frau«, antwortet die Direktrice. »Wir richten Ihnen das sofort. Übermorgen haben Sie das Kleid.«

»Und das blaue auch, nicht wahr? Wir fahren am zweiten Feiertag nach Pontresina. Da brauche ich sie beide. Eigentlich müsste ich noch ein neues Cocktailkleid haben. Ich weiß nicht, mir werden jetzt alle Sachen zu eng, Es ist schrecklich, wenn man älter wird. Wo kommen bloß diese verflixten Polster her?«

»Aber gnädige Frau! Bei Ihrer Figur! Sie können sich doch nicht beklagen. Seit Sie bei uns kaufen, hat sich Ihre Figur nicht im Geringsten geändert«, ruft die Direktrice beschwörend.

Die Dame lächelt dankbar. »Wirklich?«

Sie streift mit einem Seitenblick die Direktrice, die man gut und gerne als mollig bezeichnen kann. Da ist sie allerdings schlanker. Wenn sie aber Tilly, die Verkäuferin, ansieht – die Dame seufzt wieder. Keinen Kuchen, kein Konfekt in Zukunft. Und von der Weihnachtsgans auch nur ein paar Bissen.

Die Direktrice hat natürlich den Eintretenden wahrgenommen. Ein flüchtiger Blick hat ihr genügt. Nicht nötig, dass sie sich darum bemüht. Vermutlich irgendjemand, der sammeln kommt. Wenn man es nicht Betteln nennen will. Jetzt vor Weihnachten hat das wieder schrecklich überhandgenommen.

Die junge Dame mit dem kurz geschnittenen braunen Pagenkopf hat sich lässig von dem Chippendale-Tischchen gelöst und ist Tobias Ohl einen Schritt entgegengegangen. Auch sie hat mit einem Blick erkannt, dass es sich hier um keinen Kunden handelt.

»Bitte?«, fragt sie kühl, ohne zu lächeln.

Tobias' Brille hat sich beschlagen, als er ins Warme kam. Und er ist auf einmal schrecklich verlegen. Er nimmt die Brille ab, putzt sie umständlich, wozu er ein großes, weißes Taschentuch aus der Hosentasche zieht, räuspert sich, blickt aus blauen, kurzsichtigen Augen auf das blasse Marmorgesicht vor sich, das er nur verschwommen sieht, und sagt schließlich: »Ich komme – eh, wegen ... ja, das Kleid.«

Nun ist die Brille klar. Er setzt sie umständlich wieder auf, lächelt die junge Schönheit schüchtern an und fügt eilig hinzu: »Das Kleid im Fenster.«

Der Pagenkopf zieht fragend die Brauen hoch. Die Blonde vor dem Spiegel dreht sich um und mustert den komischen Mann, der offenbar doch ein Kunde ist, erstaunt.

»Das Kleid im Fenster?«, wiederholt der Pagenkopf und kommt einen Schritt näher.

»Ja«, sagt Tobias, nun etwas entschiedener. »Das Abendkleid. Ich möchte es kaufen.«

»Oh!« Ein Lächeln, etwas mühsam und gequält. »Bitte sehr. Sie meinen dieses hier?«

Das Mädchen schiebt den silbergrauen Vorhang beiseite, der die Auslage vom Verkaufsraum trennt.

Tobias nickt. »Ja. Dieses.«

»Ein sehr elegantes Kleid«, sagt die junge Dame gewohnheitsmäßig. »Aus unserer neuen Kollektion. Sie wollen es als ... als Weihnachtsgeschenk?«

Tobias lächelt. »Ja«, sagt er, seine Stimme klingt weich und warm, »für meine Tochter.«

Der Pagenkopf lächelt auf einmal auch. Es geht so etwas Warmherziges, Gütiges von dem alten Mann aus, erweckt eine ferne, vage Erinnerung. Er sieht fast aus wie Papa, denkt das Mädchen. Wenn Papa noch lebte, wäre er jetzt auch so alt. Ob er mir auch ein Kleid kaufen würde? Mein Gott, wovon? Es hat ja meist nicht einmal für neue Schuhe für uns gereicht.

Die junge Dame und der alte Mann lächeln sich eine Sekunde lang an wie alte Freunde. Alle mondäne Tünche scheint von dem Mädchen abgefallen.

»Ein schönes Geschenk«, sagt sie. »Da wird sich Ihre Tochter freuen.«

Tobias nickt. »Das hoffe ich. Wissen Sie, sie hat noch nie ein so schönes Kleid gehabt. Selber würde sie es sich ja nie kaufen. Aber wenn ich es ihr schenke – dann muss sie es auch anziehen.«

»Natürlich«, sagt das Mädchen lächelnd. Und sie denkt: ob er eine Ahnung hat, was das Kleid kostet?

Die Direktrice, die die Unterhaltung nicht ganz verstanden hat, aber immerhin begreift, worum es geht, ist herangekommen. Sie beugt sich zu den beiden, die immer noch in das Fenster blicken, und sagt geschmeidig: »Der Herr interessiert sich für das Modell Arc-en-ciel?«

Tobias dreht sich leicht erschreckt um. Aber er ist nun nicht mehr schüchtern. Er ist im Laden, er hat fünf neue Hunderter in der Tasche, und die junge Dame ist sehr freundlich.

»Arc-en-ciel?«, wiederholt er geläufig und mit tadelloser Aussprache. »Regenbogen? Was für ein schöner Name für das Kleid. Jetzt gefällt es mir noch besser als vorher.« Und vollends ungeniert fragt er nun: »Was kostet es denn?«

Die Direktrice denkt: Er wird es sowieso nicht kaufen. Was der sich wohl vorstellt? Immerhin, man kann nie wissen. Vielleicht einer, der aus Snobismus so herumläuft. Heutzutage ist alles möglich. Die Gräfin Canigan trägt prinzipiell bei jedem Empfang ihr altes Samtkleid aus der Vorkriegszeit. Darüber allerdings einen Chinchilla. Die Leute sind manchmal komisch. Das Kleid liegt seit fünf Tagen im Fenster. Wir haben wenig Kunden für so ein Modell. Vielleicht mal eine Schauspielerin. Die Frauen, die sonst zu uns kommen, brauchen schmale, geschickte Kleider, die sie schlank machen. Die Ballsaison kommt zwar erst. Es war überhaupt zu früh, das Kleid ins Fenster zu legen. Aber Tavern wollte es. Er sagte, es gäbe ihm ein weihnachtliches Gefühl. Und es käme überhaupt nicht auf das Kleid an, sondern dass jemand die Nerzstola kauft, wir haben sie noch vom vorigen Winter. Aber wenn ich das Kleid jetzt draußen hatte, kann ich es im Januar nicht wieder legen. Wenn der Alte es nimmt, haben wir die Losung heute wesentlich verbessert. War ein schlechter Tag. Weihnachtsgeschäft war bei uns noch nie viel. Während ihr das alles durch den Kopf fährt, lächelt sie, zieht fünfzig Mark ab und sagt: »Vierhundertzwanzig.«

Der Pagenkopf blickt gespannt in das Gesicht des Mannes, der ihrem Vater ähnlich sieht. Jetzt wird er wohl einen Schreck bekommen, etwas Entschuldigendes murmeln und den Rückzug antreten.

Aber Tobias lächelt fröhlich und sagt: »Na, das geht ja. Dann packen Sie es mir mal ein.«

Der Pagenkopf lässt ein leises, glückliches Lachen hören. Sie ist in diesem Moment direkt glücklich darüber, dass die Tochter von dem netten alten Mann das Kleid kriegen soll.

»Aber wird es Ihrer Tochter auch passen?«, fragt sie eifrig.

»Ach so«, meint Tobias. »Stimmt. Daran habe ich noch gar nicht gedacht.«

»Sie entschuldigen mich«, sagt die Direktrice. »Ich habe eine Kundin, die auf mich wartet. Fräulein Monika wird Sie weiter bedienen.«

»Aber bitte sehr«, erwidert Tobias höflich, »lassen Sie sich nicht aufhalten.« Ganz sicher nun, mit den Allüren eines Mannes von Welt, nickt er der Direktrice zu. »Vielen Dank.«

Unwillkürlich neigt die Direktrice ihren Kopf ein wenig tiefer als beabsichtigt. Dieser komische Alte scheint dennoch ein Herr zu sein. Französisch kann er auch. Nun ja, man weiß nie, wen man vor sich hat. Vielleicht ein alter Diplomat, der auf dem Lande lebt. So was gibt es. Mit einem Lächeln wendet sie sich wieder dem schwarzen Wollkleid zu, das nach Pontresina will.

Der Pagenkopf Monika ist inzwischen aus den Schuhen geschlüpft, steigt nun in die Auslage und löst den Regenbogen vorsichtig vom Boden.

»Ein entzückendes Kleid«, sagt sie und hält es in die Höhe, als sie wieder vor Tobias steht.

»Ja«, sagt er. »Ein sehr hübsches Kleid. Es wird Elisabeth sehr gut stehen.«

»Was hat Ihre Tochter für eine Figur?«

Tobias legt den Kopf ein wenig zur Seite und überlegt. »Eine sehr gute Figur. Sie ist schlank und ziemlich groß.« Er lässt seinen Blick über Monika gleiten und fügt hinzu: »Eigentlich so eine Figur wie Sie.«

Monika lächelt erfreut. »Dann wird es ihr passen.«

Und plötzlich, ganz von selbst, nur um dem alten Mann eine Freude zu machen, fragt sie:

»Wollen Sie es mal angezogen sehen?«

»Aber ich bitte Sie«, sagt Tobias etwas verlegen, »ich will Ihnen keine Mühe machen.«

Die Blonde, die hinter Tobias' Rücken steht, tippt mit dem Finger an ihre Stirn. Diese Monika hat wohl einen Stich. Wozu denn das? Es ist zehn Minuten vor Ladenschluss. Der Alte nimmt das Kleid auch so.

Aber Monika lässt sich nicht beirren. Weil es kurz vor Weihnachten ist? Oder weil der Mann ihrem Vater ähnlich sieht? Sie mag ihn, sie weiß auch nicht, warum.

»Das ist keine Mühe«, sagt sie liebenswürdig. »Und es ist bei uns üblich, den Kunden die Kleider vorzuführen. Nehmen Sie einen Augenblick Platz. Ich bin gleich wieder da.«

Sie weist auf einen der zierlichen Stühle und verschwindet im Hintergrund, das Kleid über dem Arm.

Tobias setzt sich. Interessiert blickt er sich um. So sieht es also aus in so einem Geschäft. Hübsch. Hier kaufen sicher nur reiche Leute. Und jetzt kauft er hier. Ein Kleid für Elisabeth. Was sie wohl sagen wird? Sie wird sprachlos sein. Noch fünf Tage bis Weihnachten. Er kann es kaum erwarten.

Sein Blick streift das blonde Mädchen, das ein Stück entfernt von ihm steht und ihn neugierig betrachtet. Sie hat zu runde Lippen, und die Unterlippe lässt sie hängen.

Eine Gans, denkt Tobias. Das sieht man gleich. Aber diese Monika ist nett. Und sehr hübsch. So hübsch könnte Elisabeth auch aussehen, wenn sie sich etwas zurechtmachen würde. Und hübsche Kleider tragen würde. Aber sie hat nie Geld gehabt für hübsche Kleider. Sie malt sich die Lippen ein bisschen rot, das ist alles. Und sie ist immer so ernst. So ... so bedrückt. Es ist auch kein Wunder bei dem Leben, das sie führt.

Wie schon so oft überkommt ihn tiefe Traurigkeit bei dem Gedanken an Elisabeths unerfülltes Leben. Keinen Mann, keine Kinder, kein Glück. Sie ist jetzt vierunddreißig. Und sie hat

resigniert. Sie sucht nicht mehr nach dem Glück. Sie wartet nicht mehr darauf. Sie hat verzichtet. Und daran war Anna schuld, sie hat Elisabeth immer unterdrückt, gequält, ihr jedes Selbstvertrauen genommen. Mir ja auch, denkt er. Mir auch, ein ganzes Leben lang. Und nun ist sie tot. Wir sind frei von ihr. Mein Leben ist vorbei. Ich beklage mich auch nicht. Aber für Elisabeth soll es nicht vorbei sein. Und darum schenke ich ihr das Kleid.

Es ist albern, von einem Kleid so viel zu erwarten. Er weiß es selbst. Kann das Kleid vielleicht Elisabeths Leben ändern, den täglichen eintönigen Trott, das stumpfsinnige Einerlei, kann es ihr die verlorene Jugend wiedergeben? Kann es Paul wieder lebendig machen, das Kind? Aber es durfte einfach nicht zu Ende sein für Elisabeth. Zu Ende, ehe es begonnen hat. Manchmal geschehen ganz unerwartete Dinge. Manchmal werden Märchen eben doch wahr.

Wann Elisabeth das Kleid tragen soll, daran denkt er nicht.

Jetzt tritt Monika im Hintergrund zwischen dem Vorhang heraus. Und wie sie kommt, gleicht sie einer unwirklichen Märchengöttin, die sich auf die Erde verirrt hat. Eine hübsche, moderne junge Frau war sie zuvor gewesen. Jetzt ist sie eine Prinzessin. Sie kommt langsam, mit dem schiebenden Schritt des Mannequins, auf Tobias zu. Ihre nackten Schultern schimmern seidig, sie trägt den Hals stolz und gerade, und die Perlen auf dem hellen Untergrund der Seide reflektieren vielfarbig das Licht der Lampen.

Kurz vor Tobias bleibt sie stehen, dreht sich dann in rascher Wendung, geht einige Male vor ihm auf und ab, wendet dann den schlanken Körper lässig aus der Hüfte und lächelt ihn an.

»Nun?«, fragt sie, »zufrieden?«

»Wunderbar«, sagt Tobias hingerissen. »Wunderbar. Sie sehen großartig aus.«

»Nicht ich. Das Kleid.«

»Sie auch. Es steht Ihnen großartig.«

»Hoffen wir, dass es Ihrer Tochter auch so steht. Und falls irgendetwas nicht ganz passt, soll sie bitte herkommen, wir ändern das.«

Tobias blickt ihr stumm nach, bis sie hinter dem Vorhang verschwindet. Auf einmal erfüllt tiefe Verzagtheit sein Herz. Das ist ja Wahnsinn, was ich tue. Was soll Elisabeth mit dem Kleid? Sie passt nicht hinein. Sie wird niemals so gehen und stehen können. Und sie muss ja auch Schuhe dazu haben. Und die Frisur müsste anders sein. Sie müsste sich schminken. Und ... und ... überhaupt. Und endlich kommt ihm auch der naheliegende Gedanke: Und wann soll sie es eigentlich anziehen?

Als Tobias nach Hause kam, war Elisabeth schon da. Er hatte damit gerechnet. Schloss deshalb ganz leise die Tür auf, steckte horchend den Kopf vor und schlich dann rasch in sein Zimmer, wo er den umfangreichen Karton erst mal unter sein Bett schob.

Dann kehrte er in den Korridor zurück, schloss geräuschvoll die Haustür, hüstelte unternehmungslustig und zog den Mantel aus.

Elisabeth steckte den Kopf zur Küchentür heraus. »Aber Vater«, sagte sie vorwurfsvoll, »so spät? Bei dem Wetter und diesem schrecklichen Verkehr. Warum kommst du denn nicht früher heim?«

Tobias rieb sich vergnügt die Hände. »Scheußliches Wetter, ja. Und die Straßenbahn war wieder voll. Aber ich hatte noch zu tun. Jawohl. Ich hatte in der Stadt zu tun.«

»So?«, sagte Elisabeth lächelnd, angesteckt von seiner Heiterkeit. »Und ich dachte, du würdest drüben bei Herrn Mackensen Schach spielen.«

»Keine Zeit«, meinte Tobias gewichtig, »jetzt vor Weihnachten kann man nicht den ganzen Nachmittag mit Schachspielen verplempern. Man muss sich umsehen draußen. Kann sein, dass einem das Christkind begegnet. Kann immerhin sein.«

Elisabeth lachte. »Ich glaube kaum, dass das Christkind bei diesem Wetter in der Stadt spazieren geht. Und wie es scheint, suchst du es schon mehrere Tage. Herr Mackensen sagte mir, dass du in dieser Woche jeden Tag in die Stadt gegangen wärst.«

Tobias folgte seiner Tochter in die Küche, schnupperte nach dem Herd hin, wo es in der Pfanne verheißungsvoll brutzelte.

»Mein lieber Freund Mackensen ist ein altes Tratschweib«, sagte er. »Du hast ihn also über mich ausgehört?«

Elisabeth wendete das Fleisch mit der Gabel und erwiderte: »Was bleibt mir anderes übrig? Von dir erfahre ich ja nicht, was du treibst. Ich war drüben, um dich zu holen. Und er sagte mir: ›Liebes Fräulein Elisabeth, Ihren Herrn Papa habe ich seit Tagen nicht gesehen. Jeden Nachmittag sehe ich ihn zur Straßenbahn traben, und dann kommt er erst nach Hause, kurz ehe Sie kommen. Und heute nicht mal das. Ich fürchte, er hat sich eine Freundin angelacht.«

Tobias gluckste vor Vergnügen. »Hat er das gesagt? Das sieht ihm ähnlich. Spioniert mir vom Fenster aus nach. Muss viel Zeit haben, der Gute.«

»Wenn keiner mit ihm Schach spielt ...«, sagte Elisabeth. »Erkältet ist er auch. Er sagte, er hätte sich eine Flasche Rum gekauft und hätte vorgehabt, heute Nachmittag mit dir einen Grog zu trinken.«

Tobias winkte großzügig ab. »Den Grog bekomme ich morgen auch noch. Er wird nicht die ganze Flasche heut' auspicheln. Und nun«, er legte den Kopf schief und hob bedeutungsvoll den Zeigefinger, »nun muss ich auch nicht mehr in die Stadt.«

»Nein?«

»Nein. Heute habe ich das Christkind nämlich getroffen. Justament heute lief es mir über den Weg.«

»Wirklich?« Elisabeth stellte die Teller auf den Tisch. »Wir können essen.«

»Moment, ich muss mir nur die Hände waschen.« Immer noch strahlend über das ganze Gesicht, verschwand Tobias aus der Küche.

Elisabeth blickte ihm lächelnd nach. Doch während sie die Bratkartoffeln und das Gemüse in die Schüsseln tat, glitt das Lächeln von ihrem Gesicht und machte einer leisen Melancholie Platz.

Wie sich der Vater auf Weihnachten freute! Wie ein Kind. Er lief in der Stadt herum, um etwas für sie einzukaufen. Wie immer hatte er sich wohl ein paar Mark zusammengespart und überraschte sie dann mit einem Geschenk. Irgendeine Kleinigkeit, ein neuer Schal, eine Schachtel Pralinen, ein Buch. Viel konnte er nicht kaufen. Und es war ganz überflüssig, dass er überhaupt etwas kaufte.

Weihnachten! Was bedeutete das schon. Weihnachten, das war ein Tag, den sie fürchtete. Ein Tag, an dem man mehr nachdachte, als gut war.

Wenn es nach ihr gegangen wäre, dann hätte man von Weihnachten gar keine Notiz genommen. Aber das duldeten Tobias nicht. Er wollte einen kleinen Weihnachtsbaum haben, ein festliches Essen, dann las er die Weihnachtsgeschichte vor, und früher hatte er sogar verlangt, dass man Weihnachtslieder singen sollte.

Aber das hatte Anna sich verboten. In den ersten Nachkriegsjahren, als sie noch zu dritt in einem Zimmer wohnten, zusammen mit vielen Menschen in einer alten hässlichen Wohnung, da war sowieso keine Weihnachtsstimmung aufgekommen. Das Leben war zu trist, zu schwierig.

Aber als sie dann vor vier Jahren die kleine bescheidene Wohnung hier erhalten hatten – zugewiesen vom Wohnungsamt und hauptsächlich deswegen, weil Anna krank war, gelähmt schon seit Jahren –, hatte Tobias in aller Naivität erklärt: »Dieses Jahr werden wir wieder einmal richtig Weihnachten feiern.«

Elisabeth erinnerte sich noch gut an den verächtlichen Blick, mit dem ihre Mutter ihn angesehen hatte.

»Feiern?«, hatte sie mit ihrer harten, klanglosen Stimme gesagt, »ich wüsste nicht, wieso wir Grund zum Feiern hätten.«

Aber Tobias hatte sich nicht beirren lassen. Er brachte einen kleinen Christbaum mit, schmückte ihn liebevoll und hatte auch seine Geschichte vorgelesen. »Und es begab sich zu der Zeit ...«

Als er geendet hatte, mit einem nachdrücklichen »... und den Menschen ein Wohlgefallen«, hatte er erst seine Frau angesehen und dann Elisabeth.

Elisabeth hatte ihm zugelächelt, dankbar, voller Liebe und ein wenig traurig.

Anna aber hatte starr vor sich hin geblickt. Weder Mann noch Tochter sah sie an, auch nicht den Christbaum. Ihre Lippen waren zusammengepresst und ihre Augen dunkel vor Gram. Nur ein Mensch, der so harmlos war wie Tobias, konnte es fertigbringen, dann noch zu sagen: »Und nun wollen wir ›Stille Nacht, heilige Nacht‹ singen.«

Anna hatte sich böse aufgerichtet in ihrem Stuhl und ihn heftig angefahren. »Sei still! Hör auf mit dem Unsinn. Singen! Für uns gibt es kein Weihnachten mehr. Hast du vielleicht vergessen, dass Johannes fehlt?«